



Vater: unbekannt

Viele der zwischen 1945 und 1956 geborenen Kinder von österreichischen oder deutschen Frauen und alliierten Soldaten machen sich heute mit Hilfe der Geschichtsforschung auf die Suche nach ihren Wurzeln. Auch wenn ihre Kindheit aufgrund ihrer Herkunft oft mit Diskriminierung und Tabu verbunden war: Die Identifikation mit dem Land ihrer unbekanntem Väter verbindet viele der Besatzungskinder. Ein Interview mit der Historikerin Barbara Stelzl-Marx. Von Cathren Landsgesell

Future: Der Begriff „Besatzungs-kind“ war für viele der Betroffenen zugleich ein Stigma und mit Ausgrenzung verbunden. Kann man den Begriff daher ohne Anführungszeichen verwenden?

Barbara Stelzl-Marx: Die Bezeichnung hat sich inzwischen als Begriff der Zeitgeschichte etabliert. Wir möchten damit diese spezifische Gruppe von anderen Kriegskindern unterscheiden. Besatzungskinder sind jene Kinder, die von Ende 1945 bis Anfang 1956 in Deutschland und Österreich zur Welt kamen, die einheimische Mütter haben und

deren Väter Angehörige der Besatzungstruppen waren. Manche der Betroffenen nennen sich aber lieber „Befreiungskinder“ – so auch der Titel der Autobiographie von Eleonore Dupuis.

Sie sind die erste Historikerin, die sich speziell mit den sowjetischen Besatzungskindern in Österreich auseinandersetzt. Warum hat sich die Geschichtswissenschaft so zurückgehalten?

Das kann mit der Quellenlage zur sowjetischen Besatzung generell zu tun haben: Die relevanten Dokumente in

Moskauer Archiven waren jahrzehntelang nicht zugänglich. Es liegt aber vielleicht auch daran, dass die Arbeiten, die bis zu unserem Projekt am Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung „Die Rote Armee in Österreich“ zur sowjetischen Besatzung gemacht worden waren, v.a. von männlichen Historikern durchgeführt worden waren. Diese hatten andere Aspekte in den Vordergrund gestellt. Meine Forschungen zu Besatzungskindern gehen auf dieses Projekt zurück. So haben wir nicht nur in Russland und in Österreich in Archiven recherchiert, sondern auch viele Interviews mit Zeitzeugen geführt.



Aus den Alben der Besatzungskinder: v.l.n.r. Reinhard Heninger mit seiner Familie (er lernte seinen richtigen Vater erst viel später kennen); Renate M. mit ihrer Mutter (sie kam in eine Pflegefamilie); Eleonore Dupuis (sie schrieb das Buch „Befreiungskind“); ein sowjetisch-österreichisches Paar; Tatjana Herbst mit ihrer Mutter und Tatjanas Vater. Fotos: Sammlung Barbara Stelzl-Marx

Darunter waren auch Besatzungskinder, die sich zum Teil selbst bei mir gemeldet haben, weil sie ihre Väter suchten. Ich wurde so für das Thema sensibilisiert. Es liegt zwar eigentlich auf der Hand, dass es Beziehungen von einheimischen Frauen mit sowjetischen Soldaten gab und dass als Folge Kinder auf die Welt kamen; das Thema war aber meistens nur im Kontext von Vergewaltigungen vorgekommen. Die romantischen Beziehungen, aus denen auch Kinder entstanden sind, hatten in der Forschung keine Rolle gespielt.

Wissen denn eigentlich die Betroffenen selbst immer, dass sie Besatzungskinder sind?

Es gibt bis heute Besatzungskinder, die es nicht wissen. Viele waren während der Nachkriegszeit von einer Mauer des Schweigens umgeben, von Verheimlichungen, von Lügen, Halbwahrheiten und Tabuisierungen. Manchmal verschwiegen man die Herkunft, weil man die Kinder innerhalb der Familie schützen wollte oder – wenn die Mütter wieder heirateten – die Beziehung zu dem

Stiefvater nicht gefährden wollte. Manche Besatzungskinder erfuhren die Wahrheit daher erst am Sterbebett oder nach dem Tod der Mutter beziehungsweise des Stiefvaters. Andere hatten es allerdings in der Kindheit und Jugend etwa durch Mitschüler oder das Umfeld eher unsanft erfahren. Darüber zu sprechen, war oft nicht möglich, denn für die Mütter waren es vielfach schmerzliche Erinnerungen und die Kinder trauten sich oft nicht, das Thema in der Familie anzusprechen.

In den 1950er Jahren und auch später noch war es sicherlich ein Stigma, keinen Vater zu haben, aber was unterscheidet die Erfahrungen der Besatzungskinder von den Erfahrungen, die andere uneheliche Kinder machten?

Ganz wesentlich ist der Umstand, dass im Falle der Besatzungskinder der Vater der ehemalige Feind war. In den ersten Jahren nach dem Krieg, als diese Kinder geboren wurden, waren die Feindbilder noch sehr präsent. Diese wurden oft auf die Mütter und in weiterer Folge auch auf die Kinder über-

tragen. Man hat vielfach abwertend von „Russenbraut“ beziehungsweise „Russenbankert“ gesprochen. Oft genug haben die Kinder ja erst durch die Beschimpfungen erfahren, dass ihr Vater ein Besatzungssoldat war. Ein weiterer wichtiger Unterschied ist, dass viele dieser Kinder auch heute noch auf der Suche nach ihren Wurzeln sind. Es ist ein Spezifikum der sowjetischen Besatzungskinder, dass der Kontakt zu den Müttern und den Kindern oft schon vor der Geburt oder unmittelbar danach abbrach. Rotarmisten hatten anders als die westlichen alliierten Soldaten offiziell keine Möglichkeit, bei den Müttern zu bleiben oder diese in die Heimat mitzunehmen. Eheschließungen mit Österreicherinnen waren bis 1953 verboten. Ein Heiratswunsch oder die Vaterschaft waren sogar oft der Grund für die Versetzung des Soldaten oder seine zwangsweise Rückkehr in die Sowjetunion. Es ist nur einem sehr kleinen Teil gelungen, während des Kalten Krieges erneut in Kontakt zu treten.

Kamen Besatzungskinder häufig in Heime oder wurden sie zur Adoption freigegeben?



Foto: LBG/BIK

Zur Person

Barbara Stelzl-Marx, geboren 1971, ist stellvertretende Leiterin des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung in Graz und Vizepräsidentin der UNESCO Österreich. Sie gehört zu den ersten HistorikerInnen, die sich systematisch mit dem Schicksal der Besatzungskinder in Österreich auseinandersetzten. Sie ist die wissenschaftliche Leiterin des EU-Forschungsnetzwerks „Children born of War – Past, Present and Future“ (CHIBOW), in dessen Zentrum die Erfahrungen von „Kindern des Krieges“ in verschiedenen Konflikt- und Postkonfliktsituationen des 20. Jahrhunderts stehen.

Weitere Informationen: Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung, www.bik.ac.at; EU-Projekt children born of war, www.chibow.org

Buchtipps

Barbara Stelzl-Marx und Silke Satjukow (Hg.)

Besatzungskinder Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland

2015, 538 Seiten, 94 Abbildungen, gebunden, 35 Euro

Nein, wenn es ihnen irgendwie möglich war, haben die Mütter die Kinder innerhalb der Familie behalten, oft mit Hilfe der Großmütter oder anderer Verwandter. Nur sehr wenige wurden zur Adoption freigegeben. Das ist beachtlich, denn es gab weder eine staatliche Unterstützung noch das Recht auf Alimente. Die Mütter waren oft sehr jung und mussten schauen, wie sie wirtschaftlich über die Runden kamen.

Wissen Sie, wie hoch der Anteil der Kinder ist, die aus Vergewaltigungen stammen?

Das weiß man nicht genau. Aus unseren Forschungen können wir aber schließen, dass die Mehrheit der Besatzungskinder aus Liebesbeziehungen entstanden ist.

Die Identifikation mit dem Vater ist ein Weg, mit dem erlebten Stigma umzugehen, schreiben Sie. Gilt das für alle Besatzungskinder in ähnlicher Weise?

Ja, dieses Muster zieht sich durch. Ich habe eine Frau in der Steiermark kennengelernt, die zu Silvester 1945 auf die Welt gekommen war. Sie hat ihr Leben lang gewusst, dass ihre Mutter nach einer Vergewaltigung schwanger geworden war. Ihre Mutter, ihre Verwandten und das ganze Dorf haben sie das spüren lassen - bis heute. Und trotzdem war und ist es ihr ein Anliegen, zu erfahren, woher sie kommt; und trotz allem gibt es bei ihr eine gewisse Identifikation mit allem Russischen. Die Suche stellt einen Akt von „Empowerment“ dar. Diese Identifikation mit Russland finden wir auch bei anderen sowjetischen Besatzungskindern. Tatjana Herbst, eine Betroffene, etwa hat mir erzählt, dass sie sich als Kind immer die Bilder des Kosmonauten Juri Gagarin angeschaut und gedacht hat „So sieht mein Vater aus“. Viele erleben es so, dass sie zwei Nationalitäten in sich tragen. Sie sehen das positiv. Gerade in den letzten Jahren haben viele Besatzungskinder einen eigenen Stolz auf ihre Herkunft entwickelt.

Hat das Interesse der Forschung auch dazu beigetragen?

Ja, ich denke schon, dass die Forschung und auch die Medien geholfen haben, die Mauer des Schweigens ein wenig abzutragen. Die Forschung hat auch zur Vernetzung der Besatzungskinder beigetragen und sie bei der Suche nach ihren Vätern unterstützt. Der Austausch untereinander hat ihnen gezeigt: Es gibt noch viele andere so wie sie. Dies führt sie aus der Singularität heraus.

Welche Forschungsfragen in Bezug auf die Besatzungskinder sind für Sie noch offen?

Es gibt einige Fragestellungen, die interdisziplinär und international bearbeitet werden können. Etwa Fragen der Identität, der Diskriminierung oder die Weitergabe der Erfahrungen an die nächste Generation. Dies ist im Vergleich zu anderen Kindern des Krieges interessant, wie es etwa im Rahmen des EU-Projektes „Children born of War“ passiert. Auch brauchen wir und die Betroffenen Unterstützung von offizieller Seite für die Suche im Archiv des Verteidigungsministeriums in Russland.

Welches waren die relevanten Archive und Quellen für die Forschung?

Eine extrem wichtige Rolle spielten private Sammlungen und Oral-History-Interviews. Für den Kontext der Besatzung bildeten das Archiv für sozialpolitische Geschichte, das Militärarchiv, die Archive des Verteidigungsministeriums und des Außenministeriums in Moskau die Basis. Allerdings hat man dort nicht dokumentiert, ob die Soldaten Väter wurden. Wir konnten dafür nur die Fürsorge-Akten in Österreich heranziehen. Aber natürlich steht dort sehr oft „Vater unbekannt“, dann kommt man nicht wirklich weiter. Es ist zum Teil die sprichwörtliche Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Deswegen sind die Interviews, aber auch eine Fragebogenuntersuchung, die ich mit der Universität Leipzig durchgeführt habe, ein so wichtiger Bestandteil der Forschung.